

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 167.

Mittwoch, 21. Juli.

1915.

(9. Fortsetzung.)

Frau Adas Töchter.

Roman von Emma Hanshofer-Merk.

(Nachdruck verboten.)

Eine Woche später war ein „Tee“ bei der Generalin — Damentee. Felicitas wollte absagen, aber Walter behauptete, dann dürfe sie auch nicht ausgehen, um ihre Ausrede wegen Erfüllung glaubwürdig zu machen, und sie rief ärgerlich: „Ich soll wohl auch noch Krieg kriegen, weil ich mich nicht wie eine Untergebene behandeln lassen!“

„Geh“, es war nicht notwendig, sie damals mit dem Rauchen zu reizen! Das kannst du doch zu Hause!“ erwiderte er vomourfsvoll. Die Szene, über die er später hatte reden hören, war ihm sehr fatal gewesen.

„Mir liegt doch nichts an einer Zigarette, aber es fällt mir nicht ein, in Gehorsam vor dieser unmöglichen Frau zu ersterben!“

„Du bist unvernünftig, Fel!“

Sie schmolte; aber schließlich ging sie doch zu dem Tee. Nur um nicht an dem trüben Tage allein zu Hause zu sitzen und nur das Pfeifen der Bahnzüge zu hören, das sie immer melancholisch stimmte. Wenn sie an das Fortreisen, an München dachte, bekam sie förmlich Herzweh vor Sehnsucht.

Die Damen in seidenen, manchmal etwas altmodischen Kleidern standen schon im feierlichen Cercle um die Generalin, die ihr an den Nähten spiegelndes Taftkleid mit Grandezza trug und oben einer schlüchternen Leutnantsfrau die freundliche Bemerkung machte:

„Ihr armer Mann hat ja heute sehr schlecht abgesehen!“ was diese so in Verlogenheit brachte, daß ihr die Tränen in den Augen standen.

Man blieb lange stehen, da die Generalin sich nicht setzte. Endlich, da alles versammelt war, wurde die Plüschkür zu dem Wohnzimmer geöffnet, in dem ein langer Tisch gedeckt war. In der Mitte stand ein hoher silberner Waffentisch mit verschiedenen Etagen, reich mit Konfitüren besetzt. Felicitas warf oben einen prüfenden Blick auf die Blumen in der Vase, die das Prachtstück krönte, und konstatierte schmunzelnd, daß es gemacht waren, als die neben ihr stehende rotblonde Frau Hauptmann Schmidt ihr zuflüsterte:

„O rühret, rühret nicht daran! Nämlich an die feinen Sachen da! Das ist nur Schaugericht und wird nicht angeboten. Gewiß ist es auch schon uralt. Wenn man keinen bösen Blick kriegen will, bognüge man sich mit dem Hefenkuchen!“

Sie sagte das so drollig, mit einem so komischen Ausdruck auf dem sommersprossigen Gassenbubengesicht, daß Felicitas sich freute, unter allen diesen steifen und devoten Damen wenigstens eine zu entdecken, die es auch mit Humor auffaßte, wie sie nun feierlich, genau nach dem Rang ihrer Männer ihre Plätze angewiesen bekamen. Es traf sich, daß die lustige Hauptmanns-Frau ihre Nachbarin wurde; das verlegte sie in eine ganz mutwillige Laune, und sie konnte herzlich lachen über ein paar harmlose Anekdoten, mit denen Frau Schmidt den blühnen Tee würzte.

Je geschraubter und würdevoller man sich an dem oberen Ende des Tisches unter den „Höheren“ unterhielt, desto ausgelassener wurden die jungen Frauen im Unterhaus. Frau Generalin warf ein paar mal einen zürnenden Herrscherblick auf die beiden Damen, die sich so unerlaubt gut amüsierten.

„Was haben Sie denn so Heiteres zu erzählen, Frau Hauptmann?“ fragte sie dann mit ihrer kopfreudlichen Art. „Wir möchten auch etwas Lustiges hören.“

Die Rothhaarige ließ sich nicht verblüffen. „Ach, Frau General! Wir beide waren zusammen in der Schule, und da tauchten uns allerlei Erinnerungen auf an die hübsche Zeit, da wir noch so kindisch ungezogen gewesen“, log sie mit rascher Geistesgegenwart und machte dazu ein frommes Gesicht voll heuchlerischer Devotion. Felicitas bewunderte ihre Schlagfertigkeit und fand es köstlich, wie die Kluge den Nagel auf den Kopf traf, denn ihr war tatsächlich zumute wie in der Mädchenschule, wenn die gestrenge Lehrerin am Tische saß und sie so gerne losgeplakt wären. Dieselbe krampfhaft nach Luft befiel sie auch jetzt, und das Mienenpiel auf dem festen Gesicht neben ihr, das Schnüffeln der Stumpfnase, die an dem Kuchen roch, das leise hingehauchte Worte „Palmin“ sähenen ihr so überwältigend komisch, daß einmal in eine feierliche Stille ihr lautes, helles Lachen hineinklang.

Frau General Friedenbrink hatte die schmalen Lippen aufeinandergegrübelt. Sie sah sehr böse aus. Und in dem Schweigen, das am Tische herrschte, rief sie mit ihrem falschen Götzensinn:

„Ach, die liebe Jugend! Man muß sie wirklich beneiden, Frau von Fahrenstein! Erst vor kurzer Zeit haben Sie so Schweres durchgemacht und können nun doch so übermütig lachen!“

Es lag eine hämische Absicht in den Worten, so wehmütig-mütterlich sie auch im Tonfall waren — der Wunsch, zu treffen, zu verwunden, der jungen Rebellin einen Schlag zu versetzen.

Mit dunklen, düsteren Augen blickte Felicitas zu der Verhakten auf.

Sie fühlte, daß sie schweigen müsse, daß sie etwas Ungeheuerliches sagen würde, wenn sie jetzt überhaupt die Lippen öffnete.

Die rotblonde Frau an ihrer Seite drückte ihr unter dem Tisch die Hand.

„Sie hat gewiß etwas recht Taktloses getan, aber lassen Sie es sich nicht tief gehen — das sind so Nadelstiche, an die man sich hier gewöhnen muß!“

„Muß man?“ fragte Felicitas mit einem kurzen, spöttischen Auflachen.

Als sie von dem Tee nach Hause kam, ging sie, noch im Hut und Mantel, in das Zimmer ihres Gatten, der müde auf dem Sofa lag und seine Zeitung las.

„Ich will dir nur gleich erklären, daß ich nie, nie wieder das Haus dieser Frau betreten werde!“

„Welcher Frau? Der Generalin? Das ist ja Unsinn! Wenn sie uns einladet, müssen wir hin — das ist einfach Dienstsache!“

„Für dich — nicht für mich! Ich gehe nicht mehr hin, darauf kannst du Gist nehmen! Ich werde jedesmal krank! Ganz plötzlich! Im letzten Augenblick! Sie soll es nur merken, daß ich einfach nicht will!“

„Du würdest das bald sehr bedauern, Gel! Es sind eben hier keine anderen Gesellschaften!“

„Auf diese Unterhaltung verzichte ich gerne! Wenn ich mir jedesmal eine Unverschämtheit sagen lassen muß!“

„Geh, man kennt sie ja, die Generalin. Sie ist nun mal der Hecht in dem hiesigen Karpfenteich!“

„Ich dankel! Ich bin kein träger Karpfen, der sich wehrlos beißen läßt. Aber ihr habt ja vor lauter Subordination keine Galle mehr!“ rief sie heftig. Sie war nun oft sehr reizbar gegen ihren Mann.

„Ich bedauere, daß ich dir nicht die Geselligkeit aus dem Boden stampfen kann, die deine Mutter bevorzugte. Aber das wußtest du ja, als du einen Offizier heiratetest, daß er unter seinen Kameraden leben muß!“ sagte er mehr traurig als streng.

„O, bitte, du brauchst gar nicht zu höhnen über Mamas Kreis! Diese Frau, die sich in solcher Weise aufspielt, wäre in einem Münchner Salon bald fortgeefelt! Aber meinetwegen! Steckt ihr nur ihre Korrekturen ein. Ich nicht! Ich bin eine Freie, keine Sörige!“

Sie war den ganzen Abend in finsterner Laune, aber am nächsten Tage hätte sie gerne wieder eingelenkt, denn lange ertrug sie bei ihrem lebhaften Temperament das stille Troben nicht. Aber Walter gehörte zu den Naturen, in denen ein böses Wort lange nachgrollt, die nicht rasch über eine Verstimmung wegkommen.

Sie waren noch nicht miteinander ausgesöhnt, als eine Einladung zu einem großen Fest bei der Generalin eintraf, das zu Ehren eines anwesenden Prinzen stattfinden sollte.

Walter legte seiner Frau die Karte auf den Schreibtisch, ohne ein Wort zu sagen. Als er mittags heimkam, zeigte sie ihm ihre höfliche knappe Absage.

Er zuckte die Achseln.

„Ich kann dich nicht zwingen! Aber du wirst dich wohl bald ganz isoliert fühlen, wenn du der Gelegenheit, mit der hiesigen Gesellschaft bekannt zu werden, aus dem Wege gehst!“

Es war in der Tat ein sehr langweiliger Abend für Felicitas. Sie hörte aus der Dienstwohnung des Generals die lustige Militärmusik herüberklingen, sie sah hinter den erleuchteten Fenstern helle Gestalten, glühende Uniformen. Aber sie war stolz auf ihren Trost und wandte nicht in ihrem festen Entschlusse.

Mit Frau Hauptmann Schmidt kam sie nun manchmal gemütlich beim Tee zusammen. Sie fand die kleine Frau ein wenig frivol, aber es schien eine solche Dasei in der Wüste, wieder amüsantes Geylander zu hören, daß sie sich doch vertraut an die rotblonde Frau angeschlossen.

Wenn Felicitas am Vormittag, oft ratlos, was sie mit sich beginnen sollte, auf den leeren Hauptplatz hinunterblickte, dann fielen ihr die Verse Heines ein:

Zu Machen langweilen sich auf der Straß' —

Die Hunde, sie fleh'n untertänig:

Gib uns einen Fußtritt, o Fremdling, das

Wird vielleicht uns zerstreuen ein wenig.“

Sie kannte wahrhaftig schon alle Hunde, die vorüber kamen: den großen Neufundländer des Majors, die beiden schwarzen Dackel des jüngsten Leutnants, die Dogge des Hauptmanns Schmidt, den feinen Seidenhund des Obersten, den die Köchin spazieren führte, und der mit so hochmütigem Ausdrück an dem schabigen Mattenfänger des Kaufmanns an der Ecke und an dem gemeinen Fleischerhund des Metzgers vorüberging.

Gähnend sah sie hinaus, gähnend nahm sie ein Buch, warf es wieder weg, lief in die Küche und änderte ihre

Speisekarte, um nur überhaupt etwas zu roben. An manchem Tag stand die Langeweile wie ein grauer Schatten an ihrem Bett, wenn sie morgens sich erhob; sie folgte ihr durch die Zimmer, schlich ihr nach auf die Straße, breitete ihre Schleier über jedes Buch, das sie aufschlug, legte sich Bleiern auf die Stunden, daß sie langsamer frohen als sonst.

Sie hatte nie Handarbeiten gemacht. Dazu war zu Hause nie Zeit gewesen. Nun schien es ihr unerträglich, überflüssige Arbeiten auf die Leinwand zu stickeln; in der großen Stille dazusitzen, ganz allein. Notwendige Näharbeit hatte sie wenig, alle ihre Sachen waren so neu.

Die einzige Zerstreuung liebten ihr die Romane, die sie sich aus einer Leihbibliothek in Frankfurt schicken ließ. Aber wenn sie oft den halben Tag gelesen hatte, dann überkam sie eine solche nervöse Depression, daß sie zu Tränen ihre Zuflucht nehmen mußte: Wenn das Kind noch lebte, dann wäre sie doch nicht so allein!

Walter prüfte dann wohl mit einem schmerzlichen Blick ihr verweintes Gesicht, und jedes frische heitere Wort versagte auf seinen Lippen. Sie ahnte nicht, wie tief ihm ihre Verstimmung zu Herzen ging, wie ihre Klagen über die Eintönigkeit ihres Lebens, ihr Heimweh nach München ihn trafen!

Gerade, weil er seine junge Frau sehr lieb hatte, klang ihm jedes unzufriedene Wort wie ein Bortwurf.

Er war eine der feinen, scheuen Naturen, die einen Schatz von Liebe und Wärme im Herzen tragen, die aber in einer angeborenen Bescheidenheit zum Mißtrauen neigen, die nicht zu bitten vermögen, wenn einmal der Zweifel wachgeworden, ob ihr Gefühl auch eine ernste Erwidderung finde. Er quälte sich nun heimlich mit Selbstwortwürfen, daß er Felicitas nicht glücklich zu machen vermöge, mit der nagenden Ungeduld, sie bereue ihre Wahl, ihre Liebe sei nur ein Irrtum gewesen, ein flüchtiges Gefühl, das nicht standhielt vor dem ersten Opfer.

Aber sprechen konnte er über diesen innerlichen Kummer nicht. Er zog sich mit schen zurück.

(Fortsetzung folgt.)



Die ruhigen Leute sind's, die Männer von Grundfäden, die die besten Soldaten ausmachen. A. Sperl.

„Propaganda-Tee“ im französischen Ministerium.

Ramifache Ergebnisse und eindringende Beobachtungen über das geistige und wirtschaftliche Leben in Frankreich in diesen Kriegstagen hat der Deutschschweizer Eduard Behrens in einem Buche niedergelagt, das in den nächsten Tagen unter dem Titel „Das kriegerische Frankreich 1915“ im Rosenlaus-Verlag in München erscheint. Seine Aufzeichnungen sind das Ergebnis einer Reise, die er im Frühjahr 1915 unternommen hat. Wir geben aus dem reichhaltigen Material ein kleines Bild wieder, das die französischen amtlichen Stellen in ihrer bedenkenfreien Tätigkeit zur Beeinflussung der „öffentlichen Meinung“ in der ganzen Welt zeigt:

„Den in Paris anwesenden Journalisten aller Länder wird vom Außenministerium jeden Samstagnachmittag von 5 bis 8 Uhr ein „Thé de propagande“ angeboten. Die Zusammenkünfte finden statt in einer vornehmen Seitenstraße des Boulevard des Capucines, in der Rue Edouard VII., im Gebäude, wo der allgemeine Informationsdienst für Presseangelegenheiten eingerichtet ist. Am Eingang nehmen einem betreffe Diener Hut und Stod ab. Mechanisch streift der Besucher durch einen langen, teppichbelagten Gang dem Ursprung eines vielstimmigen Gemurmel entgegen; er tritt in einen geräumigen Salon, wo umgefähr fünfzig Herren sich in aller möglichen Sprachen — natürlich nur nicht auf deutsch — eifrig unterhalten. Es sind französische, englische, amerikanische, kanadische, belgische, holländische, schwedische, dänische

russische, serbische, kroatische, rumänische, bulgarische, griechische, italienische, ägyptische, indische, japanische und südamerikanische Presseverleiher. Der vielsprachige Kreis hat nur ein Wort gemein, das wie eine Parole hinüber- und herüberfliegt: . . . Woche . . . Woche . . . Woche.

Auf langem Tisch liegen Zeitungen, Zeitschriften, Pamphlete aus aller Herren Ländern. Die eine Seitenwand enthält riesige Regale mit zahllosen deutschfeindlichen Propagandaschriften. Ein freundlicher Sekretär schiebt den Reuling sofort vor diese Sammlung und fragt lächelnd:

„Politik oder Greuel?“

„Greuel, bitte.“

Ich werde mit Dutzenden von Broschüren überbürdet: „Da, deutsche Greuel in Belgien, nehmen Sie gleich vier Hefte; hier drei Exemplare deutsche Greuel in Frankreich; hier deutsche Greuel zur See, . . . deutsche Greuel, von deutschen Soldaten selbst erzählt . . . deutsche Greuel in Polen . . . wollen Sie österreichische Greuel in Serbien?“

„Bitte, ja!“ Es mit beiden Armen kaum mehr fassend, schleppt der also Beschenkte das „greuliche“ Material auf den nächsten Tisch.

Aus einer Sprechergruppe werden mir Photographien entgegengebracht: Aufnahmen der verwüsteten Kathedrale von Reims, des Innenraums der Kathedrale von Soissons, wo gekornte Riesenseiler übereinander liegen, Ansichten zerstörter Dörfer, Stätten des Grauens. Unterdessen reichen flinke Kellner duftenden Ceylons, erstklassige Schnäpfe, Kaviarbrötchen und Hochjagden herum. Bekannte Pariser Persönlichkeiten wandeln von Gruppe zu Gruppe und knüpfen verbindlich grüßend, Gespräche an.

Englische Journalisten vernehmen mit kühlem Lächeln den von lebhaften Geberden begleiteten Bericht eines französischen Kollegen und rufen ganz unermittelt eben ein tretenden fettigen Italienern über die Köpfe der übrigen hinweg zu: „Na, wann schlägt ihr endlich los dort unten? Paßt mal auf, sonst sperren wir euch Gibraltar!“ Abseits steht nur ein Japaner, klein, krumm, verschmupft, er hat den Mantel an, hält die Handschuhe kunstlos vor sich hin und versucht mit verlegenem Lächeln bei einer Gruppe nach der anderen mitzuhören, zieht aber immer wieder den Kopf zurück, weil die europäischen Kollegen ob dem unerwartet auftauchenden Asiatengesicht unwillkürlich in ironischem Schweigen verharren.

Jetzt entfaltet der burschikose Vertreter des „New York Herald“ einen schönen Kupferdruck: eine illustrierte amerikanische Zeitung, die auf der ersten Seite die Bilder sämtlicher deutscher Heerführer in Medaillenform trägt; mittendrin steht der Kaiser. „Zum Donnerwetter!“ schreit der Amerikaner und schlägt mit der Faust auf den Tisch, „das nenne ich noch Köpfe, Gobbam! Es ist euer, Franzosen, wahrhaftig nicht würdig, daß ihr eure Feinde stets nur karikiert; warum nicht einmal diese Originale hinter die Schaufenster hängen!“ Ob dem lebhaftesten Worten ist die ganze internationale Gesellschaft aufmerksam geworden; sie drängt sich um den Tisch und betrachtet die Bilder, schweigend.

„Il n'y a pas à dire, ce sont des types (palans, tout de même), trotz allem schamenerregende Typen!“, meint plötzlich ein Franzose. „Sehen Sie nur diesen Madonnen, diesen Hindenburg an, welcher Adel liegt in den Zügen des Kaisers — bei aller berechtigten Abneigung müssen wir uns doch stets bewußt sein, was für außerordentliche Feinde wir bekämpfen!“ Ein zustimmendes Gemurre ist die Antwort, dann bleiben sie wieder stumm und betrachten das Bild, Franzosen, Engländer, Belgier, Russen, Serben, Japaner, Kopf an Kopf gedrängt.“



Aus der Kriegszeit.

Eine heldenhafte Rettung der Fahne. Nur einige 20 Mann der 8. Kompanie J.-R. 104 lagen ausgeschwärmt einem dicht besetzten feindlichen Schützengraben gegenüber, der Fahnenträger mit der Fahne in ihrer Mitte. Viel Blut war geschossen, aber die tapfere Schar hielt im stärksten Feuer die gewonnene Stellung mit zähem Widerstand fest. Jeder Gegenangriff des Gegners wurde unter blutigen Verlusten für den Feind zurückgeschlagen. Als aber ein Kommand nach dem anderen, tot oder verwundet, das Gewehr aus der Hand sinken

lassen mußte, und links und rechts der vordringende Feind sie zu überflügeln drohte, da wußten alle, daß sie dieser erdrückenden Übermacht gegenüber nicht mehr Sieger bleiben konnten. Da war es heilige Pflicht, die Fahne zurückzubringen. Schritt für Schritt, das feindliche Feuer immer erwidern, gingen sie zurück, um die Fahne geschert. Die Gegner verstärkten ihr Feuer, nachdem sie beobachtet hatten, warum der Rückzug erfolgte. Dem Fahnenträger Sergeant Franke aus Mitauweida geschmetterte ein Geschos den Arm. Aber er ließ seine Fahne nicht von sich. Da traf's ihn zum zweitenmal in den anderen Arm. Ein Nachbar riß nun die Fahne an sich und sank unmitttelbar darauf tödlich getroffen zusammen. Dann ergrieff sie Unteroffizier Engel aus Hahslau. Aus seiner Hand empfing sie, als er ermattet zu Boden stürzte, der Kriegsfreiwillige Kühn aus Leipzig; so gelang es unter unsäglichen Mühen und unter Einsetzung des eigenen Lebens, die Fahne zu retten. Schwer waren die Opfer; denn nur 7 Mann kamen zur Truppe zurück.

Kreuzes Aushalten. In einem Waldgefecht des Königl. Bataillon 1. Jägerbataillons am 31. Oktober 1914 ging der 2. Zug der Maschinengewehrkompanie vor einem einzeln stehenden Bauernhof in Stellung. Mit Rücksicht auf das Schußfeld lagen die 2 Gewehre des Zuges weit voneinander getrennt. Am rechten Maschinengewehr war Jäger Stiefberger aus Badersheim, Bezirksamt Mühlhölz (Wahern), als Richtschütze tätig. Zu diesem Posten hatte er sich, da infolge von Verlusten Ersatz notwendig geworden war, am Morgen des Gefechtags freiwillig gemeldet. Als Erster bemerkte er das Hervortreten des Feindes aus dem auf 50 bis 60 Meter entfernt liegenden Walde und eröffnete sofort mit größter Ruhe und Entschlossenheit ein wirksames Feuer, das zwar den Angriff zum Stehen brachte, aber auch ein heftiges Feuer des Gegners auf das feuervernde Maschinengewehr lenkte. Binnen kurzer Zeit erhielt Stiefberger mehrere Verletzungen an Schulter, Oberarm, Brust und Hand. Die linke Hand war durchgeschossen. Trotzdem bediente er sein Gewehr weiter, da er sich mit Recht sagte, daß eine auch noch so kurze Feuerpause bei der näheren Entfernung bis zum Gegner für das Bataillon verhängnisvoll werden müßte. Erst nachdem noch drei andere Maschinengewehre das Feuer auf das gleiche Ziel eröffnet hatten, ließ sich der inzwischen durch den starken Blutverlust erschöpfte Stiefberger ablösen. Für sein mutiges Ausharren wurde Stiefberger mit dem Bayerischen Militär-Verdienstkreuz 3. Klasse mit Schwertern ausgezeichnet.

Die Stadt der Zukunft. Die durch die Technik des Weltkrieges hervorgerufene Bedrohung der menschlichen Wohnstätte hat den französischen Journalisten Joseph Gallier veranlaßt, ein Bild der Städte zu entwerfen, wie sie nach seiner Ansicht die Zukunft verlangt. „Die Oberfläche der Erde genügt der menschlichen Tätigkeit nicht mehr. Bisher liebten die Menschen das Tageslicht so sehr, daß nichts so schrecklich schien, wie eine Trennung von Licht und Sonne. Das Leben spielte sich im Freien ab; die Menschen bedurften des lachenden Himmels, der in den Äther gereckten Berge und der vom Sonnenlicht vergoldeten Ebenen. Nur das finstere Reich der Toten wurde unter die Erde verwiesen. Nun hat sich all dies geändert. Der Mensch begnügt sich nicht mehr mit seinem einseitigen Wirkungskreis; es ist, als sei er der freien Luft überdrüssig geworden. Die großen Weltstädte haben einen Teil ihres Verkehrs unter die Straßen verlegt. Und heute sehen wir, daß der blutige Kampf einem unerbittlichen Ringen gleichkommt. Auch der Krieg gräbt sich in die Erde und sucht sich verborgene Wege und Schlupfwinkel. Das Schlachtfeld ist kein offener Raum mehr, wo der Tod unter der Wölbung des Himmels Ernte hält. Der Krieg von heute bohrt sich in die Tiefe, wirft die Erde auf — und wenn der Sturm von Eisen und Feuer vorüber ist, nehmen die siegreichen Truppen nichts als Ruinen in Besitz. Aber dieselbe Zeit, die die Menschen in die Tiefen der Erde drängt, weibt sie auch in die Höhe, dem Himmel entgegen. Wolken von Flugzeugen beleben den Äther, um den Städten Vernichtung zu bringen. So verlangt die Zeit gebieterisch die Schaffung einer neuen Architektur. Die neuen Generationen bedürfen neuer Wohnstätten. Unsere Häuser genügen nicht mehr den Lebensbedingungen von heute. Die modernen Baumeister werden sicherlich die Form der Architektur finden, die den neuen Erfordernissen entspricht. Wir werden bombenfeste Dächer haben, die vor allem gefestigt sind, was vom Himmel fällt und nicht mehr Regen ist. Die Dächer werden terrassenförmig angelegt

fein und nummerierte Schuppen tragen, in denen die Flugzeuge der Meier aufbewahrt sind. Die unterirdischen Kammern werden nicht weniger sicher und bequemer angelegt sein wie die sonstigen Wohnungen. Wir haben das Nüchliche Ende dessen, was man Keller nannte, miterlebt. So lange man darin bloß Wein aufbewahrte, ging es noch. Aber seit der Keller der Treffpunkt der Familien geworden ist, seit er der Stummplatz der Kinder, der Ruheort der Eltern ist, seit man von ihm alle Eigenschaften des Gh- und Schlafzimmers erlangt, mußte man erkennen, daß die Baumeister dies alles nicht bedacht haben. Sagen wir es rund heraus: unser Keller ist unbewohnbar. Noch gestern war er so gut wie nichts, aber schon morgen wird er sehr viel bedeuten. Dies ist eines der großen Probleme für die Baumeister der Zukunft. Künftig werden die Keller Zimmer, Badezuber und Küche enthalten. Und die Fußsteige der Zukunftsstadt werden unter der Erde zu den Kellertoren führen. Ja, die Städte werden doppelt gebaut sein: man wird ebenso unter der Erde leben wie auf ihr. „Und die Denkmäler?“ fragt man, „wird man auch künftig wagen, sie frei aufzustellen?“ Je mehr — die Künstler werden wohl darauf verzichten müssen, Denkmäler zu schaffen.“

Das ethnographische Weltgebet. Man glaube nicht, daß die jetzige Zeit nur Kriegerlyrik hervorzuwringen vermag. Die Goggenjäger berühren sich: nun veröffentlicht ein scheinbar in höheren Regionen schwebender englischer Dichter namens M. A. Kennedy ein Verbrüderungslieb, das er „eine neue Sagenhymne, von allen Nationen zu singen“, nennt, und das als „eine Ode, die in allen Seelen ertönen soll“, alle Lebenden und selbst die ausgestorbenen Völker der Erde zur Teilnahme auffordert. Die „Daily News“ veröffentlicht einige Proben dieser Dichtung, die sie etwas ironisch ein „interessanteres Werk“ nennen. Der Sang der — „international und göttlich“ zugleich — die „Liebe“ auch im Krieg nicht verklümmern lassen will, wendet sich zuerst an die dunkelhäutigen Völkerschaften: „Ihr vollblütigen, wollhaarigen Negor des Sudan, die Ihr die- selben geblieben seid von Anbeginn. — Ihr Bantus, Zulus und Kaffern. — Ihr Hottentotten, Südafrikaner, die Ihr gemischt seid mit dem Blute von — Bantus und Weißen, und Ihr nomadischen Buschmänner aus Afrika . . .“ Alle diese mit peinigender Genauigkeit beschriebenen Völker und Klassen werden ermuntert, in den Sang der Nationen einzustimmen, in diesen Hymnus, der in den Seelen fortleben soll. Die „Daily News“ bemerken hierzu, daß es etwas schwierig sein dürfte, den Sang all den betreffenden Stämmen zu vermittelnd! . . . Der Dichter wendet sich im weiteren Verlauf seiner Ode an die mongolischen Völker, an die „Türken und Hunnen“, und apostrophiert dann die Amerikaner als „Indianer aller Stämme“, die von vielen für Mongolen gehalten werden“, was die „Daily News“ zu der Frage veranlaßt, ob der Autor damit etwa die Bürger der Vereinigten Staaten meine. Mit außerordentlicher Weitschweifigkeit und ohne den kleinsten Volksstamm zu vergessen, fährt der Sänger in dieser Tonart fort, und endlich langt er in Europa an, wobei er die Gelegenheit wahrnimmt, die Endländer als Völker der modernen Welt zu nennen. Über Skandinavier, Romannen, Russen, Italiener, Spanier, Portugiesen usw. erreicht der Choral endlich auch die Deutschen, die „tief und beharrlich“ genannt werden. Hier oder reißt den „Daily News“ die Geduld, es ist ihnen ein wenig zu viel des Guten: „Wenn tief gleichbedeutend mit tiefstehend sein soll“, sagt das Blatt, „so haben wir nichts dagegen einzuwenden. Sonst aber dürfte der Autor mit seinem Opus wenig Glück haben. Und selbst wenn die Deutschen die Einladung zur Teilnahme an dem Gesang annehmen sollten, dürfen wir in unseren Munitionsfabriken nicht nachlassen. Der große Cromwell hat Psalmen gesungen, — doch gleichzeitig trug er Sorge, sein Pulver trocken zu halten.“

„Durchhalten — und Goethe. Unter den Worten und Begriffen, die uns der Krieg gebracht und zum Volksgemeinschaft hat werden lassen, nimmt „Durchhalten“ unstrittig die erste Stelle ein. Es hat den Vorzug, daß es offensichtlich den Stempel echt germanischer Sprach- und Lautbildung aufsprägt trägt, aber es ist weder ein altes deutsches Sprachgut, das zu neuem Leben erweckt wurde, noch auch erst von den Stunden der Kriegszeit geboren — sein eigentlicher Schöpfer scheint Goethe zu sein, der Kriegsherichterstatter Goethe, dessen Eindrücke vom Feldzug des Jahres 1792 in mehr als einer Hinsicht klassisch sind. Wenigstens weiß das Große Deutsche Wörterbuch der Brüder Grimm keine älteren und überhaupt

keine anderen Belege zu geben als zwei Goethestellen. In der einen kommt „Durchhalten“ in seiner eigentlichen plastischen Bedeutung vor. Goethe spricht von einer berittlenen Truppe die auf dem Marsche abtun mußte und deren Stiefel nicht „durchhalten“ wollten (woraus man nebenbei ersehen mag daß Armeelieferanten auch damals schon skrupellosen Profit einzustrecken trugten); die zweite Stelle aber bringt das Wort in der uns geläufigen Auffassung von „sich geistig aufrecht erhalten, sich nicht niederdrücken lassen“ — sie findet sich in einem Briefe von Goethe an Luise Nicolovius und lautet: „Unsere gute Mutter hat uns noch immer zu früh verlassen, doch können wir uns dadurch beruhigen, daß sie ein heiteres Alter gelebt und daß sie durch den Drang der Zeiten sicher und selbständig durchgehalten hat.“ Das prägnanteste Wort unserer Tage ist also wenig mehr als 100 Jahre alt.

Die Ahnen des Königs Karol von Rumänien. Einen interessanten Beitrag zur Ahnenforschung, die sich auf der Grundlage der Mendelschen Vererbungslehre aufbaut, liefert eine Untersuchung über gewisse Ahnen des rumänischen Königs Karol I. in der Politisch-Anthropologischen Monatschrift, die Dr. Freiherr von Dungen veröffentlicht hat. Es ist bekannt, daß der König Karol eine der bedeutendsten Erscheinungen seiner Zeit gewesen ist. Freilich machte sein Äußeres und sein Auftreten nicht den Eindruck der Genialität. Charakteristisch für ihn war seine sachliche Kühle, sein Verzicht auf den „Eindruck“. Bei dem Versuch einer psychologischen Analyse des Königs fiel Dr. v. Dungen die Charakterähnlichkeit des Königs mit einem berühmten englischen Staatsmann auf, dem William Cecil of Burghley, der 40 Jahre die auswärtige Politik der Königin Elisabeth geleitet hatte. Macaulay charakterisiert diesen Minister so: „Er war umsichtig, nüchtern, gewissenhaft, kühl von Temperament, hatte eine große Arbeitskraft, und sein Blick war stets auf das Ganze gerichtet.“ Man kann die Analogien zwischen William Burghley und König Karol noch viel weiter ins einzelne treiben. Merkwürdigerweise stellte sich nach alten Portraits Burghleys auch eine äußere Ähnlichkeit zwischen beiden heraus. Es lag die Vermutung nahe, daß es sich um eine Familienähnlichkeit handele und daß Burghley ein Ahn des rumänischen Königs sei. Und diese Vermutung hat sich bestätigt. Unbeachtet von den Genealogen, die früher gewöhnlich ihre Aufmerksamkeit nur auf die Ahnen im Mannesstamme richteten, läßt sich der Stammbaum des Königs mütterlicherseits auf eben jenen Burghley zurückverfolgen. Die Urgroßmutter des Fürsten, Fürstin Amalie von Hohenzollern, war eine Prinzessin Salm. Deren Großmutter Mary Bruce war eine reiche Erbin aus dem schottischen Hause des Karls of Ailsbury. Sie hatte eine Urgroßmutter Anne Cecil, die ihrerseits eine Urenkelin des William Cecil of Burghley war! Abrißens läßt sich noch eine andere interessante Verwandtschaft des Königs Karol im Blute der Cecils verfolgen. Die erste Gattin Burghleys hatte eine Schwester, welche die Mutter des großen Sir Francis Bacon wurde. Jedenfalls ist der König Karol seinem Charakter und Aussehen nach diesen englischen Ahnen ähnlicher gewesen als einem anderen Ahnen, von dem er durch seine Urgroßmutter Amalie von Salm stammte. Diese Prinzessin hatte auch spanische Ahnen. Ihre Urgroßmutter war eine Tochter des VI. Herzogs von Segorbeu. Cadena Don Luis Ramon Folch de Cardona de Aragon y de Cordoba, und dieser spanische Grande war wiederum ein Urenkel des Don Hernan Cortes de Monroy, Marques de Oaxaca, dem Eroberer von Mexiko, Fernando Cortez. Der Nachweis der Ähnlichkeit zwischen König Karol und Lord Burghley illustriert in schöner Weise die von Mendel aufgestellten Regeln. Die Eigenschaften des Ahnen kommen wieder in einem Nachkommen zum Durchbruch, auch wenn sie jahrhundertlang latent vererbt sind.

Amerikanischer Kriegshumor. Nach den deutsch-österreichischen Berichten kann man nicht mehr behaupten, daß die Russen ein stehendes Heer besäßen. (Philadelphia North American.) — Armes altes China! — Deine Armee ist nur um 100 000 Mann stärker als die der Vereinigten Staaten. (Boston Transcript.) — Der Erfinder zieht Nutzen aus seinen Werken: die Chinesen haben das Schießpulver erfunden. (South Bend Tribune.) — Es scheint, daß die Deutschen Lord Kitcheners Erklärung, der eigentliche Krieg würde im nächsten Regimen, Folge leisten wollen. Sie nehmen sogar den größten Teil der Arbeit auf sich. (Kansas City Journal.)